

Irrsinnig.

Roman von W. Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Drittes Capitel.

Eines Tages, es war im November, finden wir Herrn Botany in seinem Arbeitszimmer. Er hatte zur festgesetzten Zeit eine Summe, sechshundert Pfund in Banknoten nach N. in die Irrenanstalt an Doctor Pritchard geschickt und von ihm die Nachricht erhalten, daß noch keine Besserung in dem geistigen Zustand seiner Patientin eingetreten sei, obwohl ihre körperliche Gesundheit nichts zu wünschen übrig lasse.

Diese Antwort schien Botany nur erwartet zu haben, um einen lange überlegten Vorschlag auszuführen.

„Ich muß au's Werk — und das so bald als möglich,“ sagte er zu sich. „Diese Summe, die ich jedes Jahr dahin zu senden habe, verschlingt einen großen Theil der Zinsen. Die Gelder, die ich zum Aufbau des Hauses aufgenommen, müssen auch verzinst werden, und es bleibt mir fast nichts, als was das Geschäft einbringt. Das muß anders werden. Ich will das Leben genießen, frei von allen Banden; dann erst werden diese finstern Gedanken fliehen und Glück und Zufriedenheit in diese finstere Brust zurückkehren.“

Bei seiner Mutter eintretend, die, seit der glücklichen Veränderung im Hause, eine vornehme Dame und äußerst fromm geworden war, sagte er nach kurzer Einleitung: „Ich muß eine Reise antreten. Wollen Sie dafür sorgen, daß meine Wäsche binnen einer Woche zum Einpacken fertig wird?“

„Eine Reise, mein Sohn?“ fragte Frau Botany überrascht. „Schon wieder willst Du reisen? Wohin denn? Du bist ja noch nicht lange aus Frankreich zurück.“

„Dahin will ich wieder, ich bedarf der Zerstreuung,“ erwiderte er, „und ich denke, es wird mir gut thun, den kleinen Carl mitzunehmen. Ich habe schon eine alte Frau als Wärterin angenommen, welche die Reise mit mir machen soll.“

„Mein Himmel!“ rief die Dame, „Du bist so rasch in Deinen Entschlüssen, daß man darüber gar nicht zur Besinnung kommen kann. Willst Du lange wegbleiben?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Botany kurz, „es hängt von Umständen ab. Vielleicht gebe ich meinen Sohn in eine gute Erziehungsanstalt.“

„Dazu ist er ja noch viel zu jung, sollte ich denken,“ wandte die Mutter schüchtern ein.

„Um so leichter wird ihm das Lernen,“ versetzte Botany.

„Gut, Du bist Dein eigener Herr,“ sagte die Mutter, fromm ihre Hände faltend. „Möge seine Gnade,“ hier erhob sie den Blick zur Stubendecke, „möge seine Gnade Dir Trost und Heilung senden! Dein Geschäftsführer,“ fuhr sie dann in einem weit weltlicheren Tone fort, „hat wohl die gehörige Instruction?“

„Er wird Ihnen monatlich die festgesetzte Summe auszahlen,“ versetzte ihr Sohn, indem er das Zimmer verließ.

Mit seiner Mutter hatte er leichtes Spiel. Sie war mit allem zufrieden, so lange man sie nicht in ihrem eignen Thun und Treiben störte. Daß Botany den Knaben mitnehmen wollte, war ihr sehr lieb; sie liebte die Kinder nicht, und der Knabe störte sie in ihren stillen Erbauungsstunden.

Mit Polly hatte er einen ungleich härteren Kampf zu bestehen. Sie vergoß viele Thränen, fiel in Krämpfe — aber am Ende mußte auch sie sich dem Willen des Stärkeren fügen.

Frederik Botany bestieg also eines kalten, trüben Abends zu Ende Novembers eine Droschke, die ihn und den kleinen Carl an die Station brachte, welche ihn nach Dover führen sollte, und verbat sich jede Begleitung, denn die Wärterin, sagte er, würde ihn auf der Station erwarten.

Dort angekommen, stieg er aus und ließ sein Gepäck in's Wartezimmer tragen. Dort wartete er mit dem Kinde bis ein neuer Zug ankam, wo er dann eine andere Droschke mietete, die ihn nach Furreh, in eine Vorstadt Londons brachte, und wo er an einer ärmlichen Wohnung ausstieg, die er im Voraus gemiethet hatte.

Der kleine Carl, von diesen Hin- und Herzügen ermüdet, war eingeschlafen, und Botany verlor keine Zeit, eine gänzliche Umgestaltung mit sich vorzunehmen.

Aus seinem Reisekoffer nahm er ein leinernes Beinkleid nebst Jacke, wie es die Fabrikarbeiter zu tragen pflegen, darüber warf er einen groben alten Friesrock, und bedeckte die schwarzen Locken mit einer alten Tuchmütze. Ein Paar schwarze Striche im Gesicht machten ihn ziemlich unkenntlich, und als er den Kleinen in das ärmliche Bett gelegt hatte, verschloß er sorgfältig die Thür und wand sich durch verschiedene winzliche Straßen, die für jeden nicht so wohl Bewanderten in London ein undurchdringliches Labyrinth gewesen wären, um in einem sehr verrufenen Wirthshause zu verschwinden.

Zu dem verrufensten und ärmsten Theile der großen und reichen Stadt London, in einer der engsten Straßen, in dem District von St. Giles, stand ein altes verfallenes Haus von ödem, düsterm Ansehen. Es war nur einstöckig und zeigte in seiner Fronte nicht mehr als drei unregelmäßige Fenster, welche größtentheils nur zerbrochene Glasscheiben aufwiesen, die aber sorgfältig mit Lumpen verstopft und verhangen waren,

und in ihrem Rahmen hin- und herschlotterten, jeden Vorübergehenden lebensgefährlich bedrohend.

Das Haus stand in der Mitte der engen, schmutzigen Straße. Still und unheimlich, war dessen Thür den ganzen Tag über verschlossen, und nur an dunklen Abenden sah man zuweilen verhüllte Gestalten mit Bürden belastet aus- oder einhuschen. Es schien bei seinen Nachbarn in keinem besondere guten Ruf zu stehen, denn es wurde sorgfältig von ihnen gemieden, obgleich ein lebhafter Verkehr in den übrigen Spelunken herrschte, welche meistens aus Bier- und Brauntweinschenken bestanden.

Bei diesem Mangel an Lebenszeichen würde man das Haus für unbewohnt gehalten haben, hätte man nicht zuweilen durch die verhangenen Fenster ein klägliches Stöhnen, oder das laute Geschrei von kleinen Kinderstimmen gehört.

Dieses Haus war eine sogenannte Baby-Farm. (Ein Kosthaus für kleine, meist neugeborene Kinder.)

Das Aeußere eines Hauses, wie das oben beschriebene, würde, sollte man glauben, jede Mutter abschrecken, ihr Kind dahin zu geben; dem war aber nicht so — es war vielleicht eine Empfehlung für unglückliche, verbrecherische Mütter, sich ihrer Kinder auf immer zu entledigen.

Baby-Farms spielten in neuerer Zeit eine nicht unbedeutende Rolle in allen in- und ausländischen Zeitungen, und bildeten einen schwarzen Fleck in dem Panorama einer so reichen und civilisirten Bevölkerung.

Unter dem Vorgeben, kleine Kinder in Kost und Pflege aufzunehmen, wohnte hier ein Weib, welches unter dem Namen Mutter Watson bekannt war.

Draußen war es kalt und dunkel. Ein dicker Nebel machte die Luft feucht und undurchdringlich für das Auge, und die Gaslampen in den Straßen erschienen wie in dichte Wolken verhüllte Sterne. Der Wind heulte furchtbar und machte das alte, halbverfallene Haus in allen Fugen erzittern.

Mutter Watson, ein starkes, robustes Weib von mittelgroßer Statur, mit rothem, aufgedunsenem Gesicht und stark hervorstehenden Backenknochen, saß vor dem Kaminfeuer in einem bequemen Lehnstuhl, behaglich ihren Thee schlürfend, der auf einem runden Tischchen daneben dampfte. Zu ihren Füßen saß ein Mädchen, wohl kaum zehn Jahre alt, blaß und höhläugig, welches das Amt einer Wärterin versah, sie hatte einen Säugling auf dem Arm, den sie durch unaufhörliches Schaukeln vergebens zur Ruhe zu bringen suchte.

„Was ist's denn heute mit dem Balg,“ ließ Mutter Watson sich vernehmen, „daß er ewig schreit? Kannst Du nicht mit ihm hinaus gehen, damit ich meinen Thee in Ruhe genieße?“

„Es ist draußen so kalt, Madame, wandte das Mädchen ein, selbst vor Kälte zitternd, „da wird er gar nicht einschlafen.“

„Ei, wirklich? Das muß ich besser wissen,“ herrschte die Frau. „Gleich geh! Die Kälte wird ihn in den Schlaf lullen, wie die Jenuy, die nach einem halben Stündchen frischer Luft im Hofe still und ruhig ward. Geh, und lege ihn auf die Thürschwelle, da mag er sich ausschreien, bis Du die Netty und den kleinen James zu Bette gebracht hast.“

Das Mädchen gehorchte und ging hinaus. Gleich darauf wurde leise an die Hausthür geklopft, und die Frau öffnete, indem sie einen schmutzigen eisernen Leuchter ergriff, in welchem ein dünnes Talglüch brannte.

Ein Mann in gewöhnlicher Arbeitertracht stand vor der Thür; er hatte einen kleinen, etwa zweijährigen Knaben an der Hand, der ebenfalls sehr ärmlich gekleidet war und vor Kälte zitterte.

„Wohnt hier Mutter Watson?“ fragte der Mann.

„Die bin ich,“ antwortete das Weib.

„Ich habe gehört, Ihr nehmt Kinder in die Kost für ein Billiges.“

„Herr, ja,“ sagte das Weib, mit rauher Stimme. „Manchmal wohl.“

„Wollt Ihr diesen kleinen Burschen zu Euch nehmen? Er ist mir manchmal bei meiner Arbeit sehr im Wege,“ sagte der Mann im groben Friesrock, indem er ihr den Knaben zuschob.

Das Weib leuchtete dem Kinde, das zu weinen begann, grell unter die Augen.

„Habe jetzt kein Bett übrig,“ sagte sie dann, „wir sind arme Leute und können von unserm geringen Verdienst nichts anschaffen.“

„Auch ich bin nur ein armer Arbeiter,“ versetzte der Mann. „Der Bursche da hat seine Mutter verloren, ich wohne mit andern Arbeitern zusammen und diese wollen sein Geschrei um die Mutter nicht länger anhören. — Wenn es nicht zu viel kostet, wollte ich wohl ein Bett für ihn kaufen. Könnst ihr ihn nicht diese Nacht irgendwo unterbringen?“

Nochmals fuhr Mutter Watson mit dem Lichte über das Gesicht des Knaben und beleuchtete ihn von allen Seiten. „S, was ist denn das?“ rief sie, „es fehlt ja ein Stück am linken Ohr.“

„Ein Zufall nichts weiter,“ sagte der Mann schaudernd. (Er mochte wohl an des Kindes Mutter denken.) „Habt Ihr kein Feuer?“ fragte er das Weib, die ihn bisher im Hausflur stehen ließ, „der Junge ist erfroren und müde.“

„Kommt hier herein,“ sagte sie, „er mag sich dort auf den Schemel setzen,“ und ging voran.

Vater und Sohn folgten.

(Fortsetzung folgt.)